

Der Genossenschaftschor

Autor(en): **Loderer, Benedikt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **93 (2018)**

Heft 12: **Licht/Renovation**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-842564>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Genossenschaftschor

Von Benedikt Loderer

Viel wird geklagt, wie doch der Genossenschaftsgeist aus den Mietern entwichen sei. Kein frohes Zusammensein im Kolonielokal mehr, keine Ausflüge aufs Rütli, keine würdige Feier des internationalen Genossenschaftstags, kein Skiwochenende, nicht einmal ein Räbeliechtliumzug, kurz, das Genossenschaftsleben ist verdorrt, ja ausgestorben. An die Generalversammlung kommt nicht mal die Hälfte. Alle sind nur noch Mieter, niemand echter Genossenschaftler. Nicht einmal die Frauen haben noch ein Kränzli. Aus Genossen wurden Konsumenten. Keine Gemeinschaft mehr, nur noch Einzelmenschen. Früher (wann eigentlich?) gab es noch Genossenschaftsgeist, da waren wir eben noch richtige Wohngenossen ...

Dieses Klagelied ertönt jedes Mal wenn es ein Jubiläum zu feiern gibt, wenn ein runder Geburtstag den Vorstand aufschreckt und er etwas organisieren muss. Man kann ja nicht 75 Jahre alt werden oder gar 100, ohne etwas dagegen zu tun. Nur, wer tut? Die Mieter? Wohl kaum. Wie soll der Vorstand diese aus ihrer Bequemlichkeit herauslocken? Kurz, es bleibt am Vorstand hängen, der sich ein Programm ausdenkt. Man kann ja etwas einkaufen, einen diplomierten Spassmacher, eine sauglatte Sängerin oder wenigstens ein Zweimannorchester. Was, ist gar nicht so wichtig, solange es für die Mitglieder etwas zu essen und zu trinken gibt. So unterscheidet sich das Jubiläum der Wohnbaugenossenschaft kaum von jenem einer Baufirma oder einer Raiffeisenkasse. Der Zweck der Übung ist ihre Durchführung.

Ganz anders war das bei der Gewobag, die im Oktober 75 wurde. Da gabs ein Konzert. Mit dem Gewobag-Chor. Ja, richtig, die Baugenossenschaft sang selbst. Begleitet, geführt und unterstützt

von den Profimusikern des Orchesters «Camerata Cantabile», einem Tenor, einer Sopranistin und einem Bariton unter der Leitung des Dirigenten Christof Brunner. Es sang der baugenossenschaftliche Laienchor «weltbekannte klassische Melodien aus Opern wie Aida, La Traviata, Nabucco usw.». Das im Konzertsaal des KKL Luzern. Es war ein Wunschkonzert, das die Genossenschaftler sich selbst schenken. Es war grossartig.

Der Chor war beeindruckend gross, über hundert Leute. Woher kamen die, wie bringt man die zusammen? Man, genauer der Vorstand, muss zuerst einmal

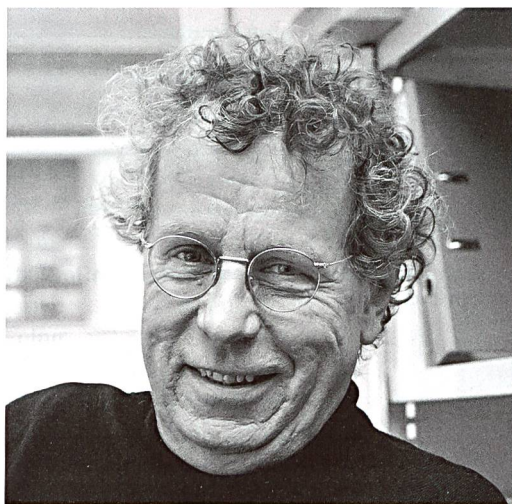


Bild: zVg.

Stadtwanderer, Architekt und Publizist Benedikt Loderer schreibt in *Wohnen* zweimonatlich über ein aktuelles Thema.

die Idee haben. Wir singen. Was? Ohrwürmer aus dem grossen Vorrat der Opern, das, was wir unter der Dusche pfeifen. Opernmelodien? Da brauchen wir ein Orchester. Gut, Camerata Cantabile. Mit dem Dirigenten suchen wir die Stücke aus. Damit haben wir nur ein Programm, noch keinen Chor. Ja richtig, woher nehmen? Den suchen wir bei den Mietern. Der Vorstand rief, und viele kamen. Musikmachen heisst Proben. Das braucht Freizeit, Dranbleiben, Kunstwil-

len. Zu lernen sind nicht nur zwei, drei Lieder, die man noch aus der Schule kennt, nein, ein neunzigminütiges Programm mit anspruchsvollen Stücken. Halbgut langt nicht, es muss perfekt werden. Da ist sie, die Freiwilligenarbeit, die es nicht mehr gibt. Die Leute machen sogar mit Begeisterung mit, nicht nur aus Pflichterfüllung. Sie haben Freude am Singen. Sie sind stolz darauf.

Selbst das Genossenschaftsgefühl erwacht. Im Chor treffen sich die Einzelmenschen und lernen die andern kennen, mit denen sie sonst nie in Kontakt gekommen wären. Wer miteinander singt, redet auch miteinander. Auch der Präsident ist dabei, ebenso der Geschäftsführer. Der Singsaal wird zum neuen Kolonielokal. Zu den über hundert Sängern und Sängerinnen muss man noch ihre Mitbewohner und Familien zählen, die teilnehmen am Entstehen des Konzerts und auch das Publikum der Aufführung sind. Mami singt, Papi hört stolz zu. Chor und Publikum spüren: Wir alle zusammen haben das zustande gebracht. Es war eine genossenschaftliche Stimmung im Saal.

Vielleicht verdecken die Klagen über den Niedergang des Genossenschaftsgeistes nur die Fantasielosigkeit des Vorstands. Wie soll Gemeinschaft entstehen, wo Langeweile herrscht? Wer soll sich engagieren, wenns keine Freude macht? Mit dem Chor und dem festlichen Konzert hat die Gewobag bewiesen, dass man die als bequem verschrienen Leute durchaus hinter dem Ofen hervorlocken kann. Gezeigt auch, dass die als Konsumenten geschmähten Mitglieder bereit sind, ihre Freizeit zu opfern, wenn sie etwas aufbauen können. Was schafft der Genossenschaftsgeist? Ein gemeinsames Werk. Umgekehrt schafft das gemeinsame Werk den Geist. ■